Dr. Manfred Nayer:

„Weiße Wolke" tanzt zur Kriegstrommel der Apachen

Tiroler Tageszei
Datum: 21. VII. 195

B-6150

Isleta ist eine kleine Oase in der Wüste zum Manzano Range hin.

Es war ein heißer Tag. Die Indsmen lagen schnarchend in ihren Lehmhütten, die Squaws schufteten auf den Feldern oder fuhren in Lastkraftwagen Gemüse auf den Markt nach Albuquerque. Die Kinder lernten, soweit sie nicht zu klein waren, in der Schule das Einmaleins und daß die Welt eine Kugel ist, die sich um sich selbst und in einer elliptischen Bahn, genannt Ekliptik, um die Sonne dreht. Von Anschleichen, Marterpfahl und Auskundschaften war in diesem Unterricht nicht die Rede!

Die kleineren Kinder, die noch nicht zur Schule gehen, trieben sich in der Gegend herum und bettelten uns um einen „Nickel" (5 Cents) an. Nur gut, daß Winnetou heute nicht mehr lebt! Er brauchte nicht mehr erschossen zu werden, wenn er sich am Seil hinabläßt, er würde an gekränktem Stolz auf der Stelle sterben, wenn er diese Bettelei sähe,

Wir haben die Indianer auch tanzen gesehen. Dabei allerdings ahnten wir, wie unendlich weit und tief das Leben dieser Indsmen einst gewesen sein muß. Die Trommeln schlagen dumpf den Takt der Kriegslieder der nahezu ausgestorbenen roten Völker, die Trommler singen in starrer Haltung und mit starrer Miene die alten Lieder, die vom guten Manitu und von den Büffeln auf der endlosen Prärie erzählen. Alle Leidenschaft liegt in der Stimme, die vibriert und in Kehllauten „ausgespuckt" wird. Es sind keine „Menschen", die da als Tänzer in ungewöhnlicher Leichtigkeit der Schulter dahergeflogen kommen, sondern phantastische Gebilde in den helleuchtenden Farben der Adlerfedern, von denen man den Eindruck hat, daß sie den menschlichen Körper in die Luft auflösen, die glühend die fast nackten Körper versengt. Auch die alte Religion erkennen wir in diesen Tänzen wieder und als die Trommeln zum „Fruchtbarkeitstanz" ansetzten und die Füße der Tänzer den Boden stampfen, daß er das Gras hergebe, das den Büffel und die Antilope und den Bären ernährt, von deren Fleisch die Indianer früher lebten, da denken wir daran, daß das doch eigentlich sehr ähnlich ist wie das „Telfser Grasausläuten".

Wunderschön sind die Indianermädchen. Wie Madonnen sehen sie aus und schreiten einher, als ob die Erde noch ihnen und nicht dem „Weißen Mann" gehörte, der die Büffelherden mit System und Maschinengewehren niedermähte.

Die meisten Indianer in dieser Gegend sprechen Englisch. Unter sich aber pflegen sie noch die alte Sprache, die voll ist der Weisheit einer alten und untergegangenen Kultur. Wie mit der Sprache, ist es mit der Religion: Am Sonntag gehen die roten Männlein und Weiblein mit Kind und Kegel sittsam zur Kirche und hören, was der „weiße Vater" im Himmel sagt; daheim aber fragen und verehren sie noch nach altem Brauchtum den „großen Manitu", von dem auch viele ihrer bizarren Lieder erzählen. Ein alter Indsman, der uns nach einigen Stunden seinen „richtigen" Namen anvertraute — er hieß „Schlankes Pferd" — erzählte uns: „Als die Spanier kamen, gab es für unsere Vorfahren zwei Möglichkeiten: In die Kirche gehen oder sterben. Viele starben und wir gehen heute noch in die Kirche."

Wie wir so durch das Dorf gehen, die urweltlichen, halbkugelförmigen Brotbacköfen vor den Häusern bestaunen, mit den arbeitenden Frauen plauschen, Häuser besichtigen und unserer Neugierde freien Lauf lassen, fällt uns ein, daß wir eigentlich auf Karl May sehr bös sein müßten. Er hat uns nie mit ausreichender Einprägsamkeit von der Handfertigkeit, vom außerordentlich guten Geschmack und vom unfehlbaren Farbensinn der Indianer erzählt. Sie sind ausgezeichnete Silberschmiede, Weberinnen, Ledererzeuger und -verarbeiter, sie flechten Körbe von der Formschönheit antik-griechischer und ägyptischer Vasen. Berauschend ist ihre Kunst, mit den Farben umzugehen. Die „Unzivilisierten" haben sich manches erhalten, was wir an menschlicher Fähigkeit gegen wassergespülte Zivilisation eingetauscht haben. Karl May hat uns auch nie richtig erzählt, wie die Indianer zu ihren Namen kommen. Sie erhalten sie nämlich unmittelbar nach der Geburt und zwar so: Das Kind ist geboren, der Vater schaut entweder aus einem Fensterschlitz im Pueblo oder aus einem Schlitz im Zelt und was er als erstes sieht, das wird der Name seines Kindes. So hat z. B. der gegenwärtig berühmteste indianische Tänzer, über den man am elektrischen Herd beim Gouverneur von Isleta ebenso begeistert spricht wie am Lagerfeuer der Indianer in Arizona, den Namen „Weiße Wolke". Warum? Im blauen Himmel über dem Demez Indian Pueblo segelte eine einsame weiße Wolke, als der Vater des heute berühmten Tänzers zur Namensgebung des Sohnes Ausschau hielt.

Das ist „Whitelloud", die „Weiße Wolke", der derzeit berühmteste indianische Tänzer. Hinter ihm stehen seine vier Brüder, die ihn bei seinen Tänzen entweder als Trommler oder mittanzend begleiten